

Staatsbibliothek Berlin

AB 10110 - 1037138

S. 4, 9 - 18

o 915

Druck: Strauß, Neber, Berlin 1937

Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

Reden

zur feierlichen Einführung des Rektors
der Friedrich - Wilhelms - Universität
zu Berlin am 1. Dezember 1937

Prof. Dr. W. Hoppe



Berlin 1937

18

zu geloben, daß Sie Ihr Amt treu und gewissenhaft führen werden, daß Sie die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze der deutschen Hochschule beobachten und daß Sie all Ihr Wissen und Können, Ihr ganzes Denken und Wollen einstellen in den Dienst des Volkes.

Der Rektor Professor Dr. S o p p e:

Ich übernehme mein Amt mit dem Gelöbnis, daß ich es führen will zu Ehren deutscher Wissenschaft, im Sinne der großen Gedanken unseres Führers, gemäß dem ihm geleisteten Eide.

7. Dezember 1937

1. Dezember 1937

Der Rektor, Professor Dr. S o p p e :

Herr Staatsminister, Herr stellvertretender Gauleiter, verehrte Gäste,
Rameraden in Professoren-, Dozenten- und Studentenschaft!

In alten und doch in erneuerten und veränderten Formen übernimmt der Rektor der Universität heute sein Amt. Wohl drückt ihn — ein Zeichen nicht nur äußerer Würde — der schwere Purpurmantel, übrigens kein Würdenkleid, das bis in die Gründungszeit reicht, sondern erst Jahrzehnte später vom preussischen König verliehen wurde. Wohl schmückt und bindet ihn die ebenfalls noch nicht bei der Gründung verliehene, doch immerhin alte Kette. Aber sie ruht auf einer Brust, die das junge, zukunftsweisende Zeichen der nationalsozialistischen Bewegung trägt. Und Altes und Neues verband sich auch bei der Verpflichtung: es waren und sind die alten Septer zur Stelle, die an unsere Universität im Jahre 1816 von der aufgehobenen Erfurter Hochschule übernommen sind. Aber nicht mit den ehemals gewohnten prunkenden lateinischen Worten wurde der Eid auf die Septer geleistet. Es war vielmehr Ausdrucksform neuen Wesens, daß ich in die Hand des Vertreters des Herrn Reichserziehungsministers ein Gelübnis ablegte, in dem ich mich zu dem Schöpfer und vornehmsten Träger des nationalsozialistischen Gedankens bekannte.

Wenn eine solche Feier, wie wir sie heute begehen, einen tieferen Sinn haben soll (denn die Verpflichtung ließe sich leicht in dem Amtszimmer des Ministeriums vornehmen), so soll sie dem Manne, in dessen Händen nun die Führung der Universität liegt, Gelegenheit geben, vor allen Angehörigen der Universität und vor Vertretern des öffentlichen Lebens, des Staates und der Partei zu bekennen, woher er kam und wohin sein Weg im Rektoramt und in seiner Wissenschaft gehen soll. Professor, d. i. Befenner, will ich auch in dieser Stunde sein. Daß ich dabei Persönliches und Persönliches berühre, wird niemand scheitern dürfen.

Es ist mir innerstes Gebot, gerade heute von dem Manne Zeugnis abzulegen, der mich in meiner Jugend am entscheidendsten von allen

meinen Lehren wissenschaftlich formte und der mich auch menschlich tief beeinflusste. Er hat einst in unseren Reihen gegessen und von dieser Stelle aus 1913 die Erinnerung der Unversität an die Erhebung der deutschen Nation im Jahre 1813 nachgerufen: **Dietrich Schöfer**.

Was die Jugend an diesen Mann band, war seine Eindeutigkeit. Seine Forschung und seine Lehre waren ihm Dienst am deutschen Volke schlechthin. Er konnte das geschichtliche Leben seines Volkes nicht anders lehren, als er sein eigenes Leben lebte: klar, unbestechlich und stets durchglüht von der reinen Flamme unbedingten Glaubens an die völkische Zukunft der Deutschen. Er war wahrhaftig dem Volke entfliegen und blieb immer wieder in ihm. Er war durch jeden deutschen Gau gewandert und hatte ihn in seiner Besonderheit erkannt. Er hatte alle deutschen Stämme besucht, bei vielen war er vorübergehend heimisch gewesen. Er wußte sie zu werten als die verschieden gestalteten Äste eines einzigen starken Baumes. Und wenn er die Geschichte seines Volkes erforschte oder in kantic geformten Schriftsätzen verkündete, so wollte er, lebens- und volksnah wie er war, dem Leben seines Volkes dienen. Geschichte und Politik sollten beisammen sein. Er wollte die deutschen Volksgenossen und nicht zuletzt die damaligen praktischen Politiker geistlich erkennen lassen, was deutsches Volkstum durch die Jahrhunderte hin bedeutet habe. Er wollte sie dadurch erziehen für die Aufgabe des Tages. Daß der deutsche Staat (wie jeder andere) Macht bedeute, daß er Macht haben müsse, daß er militärisch, zu Lande und zu Wasser, stark sein müsse, hat er unermüdlich gepredigt. Je älter er wurde, um so mehr hing sein Herz an den Volksdeutschen jenseits unserer Grenzen.

Unter solchem Einflusse habe ich vornehmlich gefunden, als ich meinen Studien oblag. Ich habe wissenschaftlich manchem anderen der Berliner Professoren aus dem ersten Jahrzehnt nach der Jahrhundertwende zu danken und in Göttingen, wenn ich Lebende nennen darf, Edward Schröder und Karl Brandt, aber menschlich-politisch, in meiner Struktur als Deutscher bin ich doch durch jenen reifsten, unverheilbaren Niederjachsen geformt worden. Gustav Roethlis mannhaft-feurige Art, Wilamowitz' abgeklärte-hellenische Ruhe traten daneben doch weit zurück. Auch nachdem ich die Unversität verlassen hatte, begleitete mich Dietrich Schöfer in Schrift und Wort und Vorleben.

Wer in den Bannkreis dieses begnadeten Lehrers trat, wurde früh hingewiesen auf geschichtliche Probleme, die damals keineswegs immer

im Sinne der Junft waren. Und je schärfer Schöfers mit zunehmenden Jahren seine an die Politik des Tages gerichteten Forderungen prägte, die aus geschichtlicher Kenntnis und Erkenntnis erwachsen waren, um so lauter schrien ihm die Stimmen der Segner entgegen: der Gelehrten, die ihm Unwissenschaftlichkeit vorwarfen, und der sogenannten Politiker. Es begann im Weltkrieg, daß man ihn verfolgte, weil er von der Staatsführung mehr forderte, als schwächliche Diplomaten zu leisten bereit waren. Der Kampf setzte sich in der Systemzeit fort, als ein Parlament, wahrhaftigem Machtdünkel verfallen, mit der Ehre und Würde des deutschen Volkes ein frevelhaftes Spiel trieb.

Diese politischen Kämpfe Schöfers habe ich aus nächster Nähe zum Seil erlebt. Sie sind mir Ansporn geworden nicht nur für mein eigenes politisches Wollen, sondern auch für meine wissenschaftlichen Ziele. Der diese dumpfe Nachkriegszeit miterlebte, nicht bloß verstandesmäßig, nein vielmehr mit dem Herzen, mit dem warmen Empfinden für das deutsche Volk, dem mußte eine Wissenschaft wie die Geschichte zur Waffe werden. Gelehrte gab es in Fülle, aber die Zeit rief nach Männern, die bewußt ihr Wissen und Forschen dienstbar machten der Gesundung und Erneuerung eines zerrissenen und von Krankheit gequälten Volkes.

So wurde mir geschichtliche Forschung, zunächst aus Neigung betrieben, innerer Beruf. Wirkung in die Weite und in die Tiefe war aber immer am ehesten möglich, wenn die Jugend zur Stelle war. Daher habe ich neben meinem Beruf in der Wissenschaft, dem ich an Blüthezeit Besentliches zu verdanken glaube, in nicht mehr jungen Jahren an dieser Unversität die Habilitation auf mich genommen. Ich kam — ohne Absichten auf eine weitere akademische Laufbahn — mit einem festumrissenen Programm. Erwachsen war es aus eigenen Erfahrungen in früher Jugend, seine besondere Form erhielt es durch Anschauungen Dietrich Schöfers und durch eigenes Erleben in der Systemzeit.

Dem Jüngling war — offenbar ein Erbteil bäuerlicher Ahnen — früh der Zug zum Lande gegeben. Und auf der anderen Seite war ihm die Not und Enge der heimatlichen Großstadt halb aufgegangen. So oft es geschehen konnte, zog er in das umliegende Brandenburger Land hinaus. Nicht daß er sich irgendwelchen Binden angepaßt und eingegliedert hätte. Aus Eigenem gewann er sich die Natur, tauchte in ihre Grille und lauschte ihren Offenbarungen. So vorbereitet traf ihn nun die geschichtliche Unterweisung Schöfers, der, wie ich schon sagte, ein Kenner

deutscher Landschaft und ihrer Geschichte wie wenige war. Wenn wir Geschichte, namentlich deutsche Geschichte hörten, so wuchs vor uns zugleich die Landschaft, in der sich die Geschichte vollzog, empor. Verwandte Saiten klangen hier an: Geschichte in der Landschaft zu erleben, ich lerne es. Ich erforschte bald selbst Landschaftsgeschichte.

Das aber hatten andere auch getan. Zu erweiterter Aufgabe wurde mir landesgeschichtliche Forschung erst unter dem Druck der Nachkriegsjahre; denn jetzt war Geschichte in bisher kaum versuchter Art nutzbar zu machen; jetzt mußte es geschehen. Wo war leichter anzuknüpfen als an die engere und weitere Heimat? Das Land und seine Bewohner, Boden und Blut, sie galt es verstehen zu lehren in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit, und ich war kühn genug, gerade die Unübersicht als Wirkungstätte auszuweisen.

Kühn, weil eine Lehrtätigkeit, die zunächst vor allem der Landesgeschichte galt, als im Zunftsinne zu „eng“ angesehen und keineswegs von allen begrüßt wurde. Wir waren damals in den Jahren 1923 und 1924. Was konnte die Erkenntnis landesgeschichtlich begrenzter Geschichte schon dem deutschen Studenten bieten? Was kam denn für das demokratisch-marxistische Deutschland bei solchem Hinterfragen heraus? Da wurde ja die Bindung des Menschen an den heimischen Boden aus der Geschichte belegt, Verwurzelungen uralter Art, während doch die sogenannte „öffentliche Meinung“ ganz andere Bindungen politischer und konfessioneller Art verkündete und darüber hinaus die internationale Angelegenheit des Individuums. Es ist notwendig, die Hemmungen und Schwierigkeiten, die sich boten, auch einmal von dieser Seite zu sehen. Hier schlägt man eine eigentümliche Seite des Kapitels damaliger deutscher Universalitätspolitik auf.

Dazu kamen die schon erwähnten Stimmen, die der Landesgeschichte „Enge“ vorwarfen. Ich habe mich im Gegensatz zu ihnen der Zustimmung eines wissenschaftlich so breit gelagerten Mannes wie Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf erfreuen dürfen, dem wahrlich kein Mangel an Kritik und keine Enge vorgeworfen werden können. Er hat es bezeugt, daß er diese Art der Geschichtsforschung selbst an mancher griechischen Landschaft zu leisten versucht habe. Ein andermal klingt aus einem Brief die Freude entgegen, daß Geschichte hier so aufgefaßt werde, wie er es in Theorie und Praxis getan habe. „Das ist heute nicht ohne weiteres vorzuziehen“, schließt er.

Mit allem Nachdruck muß von geschichtlicher Betrachtung, die von der Landschaft ausgeht und die Landschaft immer wieder in den Mittelpunkt rückt, der Mäkel der Einseitigkeit, der Abschnürung, des Partikularismus abgewehrt werden. In dem großen Strome unserer Geschichte fluten viele, viele Wellen dahin. Ein unaussprechliches Stoßen und Drängen und Treiben der verschiedensten Kräfte formt den Gesamtlauf. Außerpolitische Einflüsse gestalten die innerpolitischen, von diesen werden die kirchlichen beeinflusst und umgekehrt. Recht und Wirtschaft, wie nahe sind sie miteinander verknüpft. Krieg und soziale Schichtung stehen in unlöslichem Zusammenhang. Aber auch andere Kräfte durchwirbeln und durchwirken das deutsche Werden: das sind die stilleren, unscheinbareren, landesgeschichtlich bedingten, die Kräfte, die erwachsen aus dem heimischen Boden der einzelnen Gauen und Länder. Auch diese Wellen geben dem gesamten deutschen Strome Richtung und Gestalt. Deutsche Geschichte und Landesgeschichte sind nicht voneinander zu trennen. Ranke hat in bezug auf die Landesgeschichte einmal das Wort gefunden: „Das Einzelne hat, so entlegen es oft ist, Beziehung auf das Ganze“. Was sich etwa in der Landschaft an den Frankfurter Oberufen vollzog, ist wirksam geworden in dem osmatischen, ja in dem märkischen Bezirk, es hat weitergestungen an seinem noch so kleinen Teile in dem größeren Verbände Preußen und es hat schließlich auch beigetragen zu dem vollen, starken Ton, der für uns Deutschland ist. Mit unseren landesgeschichtlichen Bestrebungen dienen wir der Erkenntnis der allgemeinen Geschichte unseres Volkes schlechthin. „Lokal und universal“, hat ein kluger Mann einmal gesagt, „sind keine Gegensätze“. Man müsse nur ein lokales (oder landesgeschichtliches) Thema in universalem Geiste so behandeln, daß sich eine besondere Entwicklung als ein Teil der allgemeinen darstelle, und daß sich diese in ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten in jener widerspiegele.

Es ist mir freilich entgegengehalten worden, daß landesgeschichtliche Betrachtung in unserer Zeit, wo in einzigartiger Weise alle Teile zu einem Ganzen zusammengefaßt würden, nicht gerechtfertigt sei. Sie verplittere anstatt zu vereinen. Als ob nicht gerade in dem starken Gefüge unseres Volkes, das eine meisterliche Hand geschaffen hat, den einzelnen Gauen und Landschaften Beachtung zukäme! Sind wir nicht stolz darauf, daß unsere Staatsführung eine Einheit schuf, ohne das geschichtlich geformte Sonderwesen der einzelnen Stämme zu zerstören? Selbstverständlich eine Einheit, die stark genug ist, politische Eigenbröckeleien nicht wachsen zu lassen. Begrüßen wir es nicht, daß bei aller politischer Einheit unserer Tage die

zahlreichen starken kulturellen, landschaftlich bedingten Triebe gepflegt werden? Das ist nicht Partikularismus, das ist ein weißes Regen alles dessen, was der Mensch als Heimat bezeichnet.

Dem Deutschen wird und soll das ganze Deutschland die ewige, große Mutter sein. Über wirklich heimisch werden wird er doch nur in einem engeren Bezirk. Ihn, eben die Heimat, in der Eigenart erkennen zu lassen, ist auch Geschichte berufen und verpflichtet. Es ist eine hohe Aufgabe, an der auch die geschichtliche Erkenntnis teilnehmen muß, den Menschen wieder mit dem Boden zu verwurzeln, auf dem die Väter haften. Wir geben ihm das Gefühl für die Heimat wieder, wir wecken durch ihre Geschichte Verständnis für die Geschichte des Gesamtvolks. Bedingungen unseres staatlich-völkischen Lebens vermögen wir auf dem Wege über die Heimat gerade denen darzulegen, die eine trostlose Lehre lange in den Damm ödesten Internationalismus zu schlagen versuchte. Damit wird einem Teil der Wissenschaft der Weg aus der so leicht sich bildenden ständigen Atmosphäre gewiesen. Unsere wissenschaftliche Arbeit muß doch, wenn sie ihren tiefsten Sinn haben soll, hinausgehen über Dorf und Laboratorium. Es sollte stets, auch bei turg bemessener Zeit als selbstverständlich angesehen werden, daß der Hochschullehrer den sogenannten Laien sein Wissen mitteilt. Ich weiß wohl: das ist schwerer, als vor den Studenten zu sprechen. Aber gerade da ist Gelegenheit, Ernst zu machen mit dem Beweis, daß die Wissenschaft nicht volkshoch sei, gerade da ist Gelegenheit, in die Schranken gegen die zu treten, die über Weltferne und Überständigkeit der Wissenschaften ein billiges Scheinurteil von sich geben. Ich habe es stets aus vollem Herzen begrüßt, daß mir meine Wissenschaft es verhältnismäßig leicht machte, mit ihr meinen Volksgenossen zu dienen.

Dabei ging es, wie gegenüber den Studenten, nicht allein darum, Wissen zu vermitteln. Unsere Lehre, in der Stille geschöpft, aber vom Tage befruchtet, soll zurückkehren zum Tage. Sie soll an ihrem Teil wirken an dem Werk des Tages. So habe ich immer gestrebt, meine anscheinend nur in die Vergangenheit gewandte Wissenschaft werden zu lassen zu einer Erweckerin des Verständnisses der Gegenwart. Was sind wir alle, was ist unser Volk, unser Staat denn anderes als das Ergebnis jener langen, langen Entwicklung, die von den vorgeschichtlichen Jahrtausenden in unaufhörlichem Zuge reicht bis auf unsere Tage? Kein Tropfen unseres Blutes, der nicht vorbereitet wurde in den Leibern unserer Väter, keine Sandbreite deutschen Bodens, deren Wesen nicht aus langer Entwicklung zu erklären ist. Wie wurden wir ein Volk? Die Geschichte, und

im einzelnen die Landes- und Heimatgeschichte, gibt darauf Antwort. Sie läßt uns die Gegebenheiten unserer rassistischen Lage erkennen, sie läßt die kulturellen Einflüsse sehen, die unser Volk im guten und im schlechten in den langen Jahrhunderten, oft bis auf den heutigen Tag, bestimmten, sie öffnet uns die Augen über die ständische Struktur, sie weiß das wirtschaftliche Gefüge, in das wir alle eingegliedert sind, sein Werden und damit seine Bedeutung, zu erklären. Sie weiß, wie es der Führer in seinem Lebensbuch an seinem Geschichtsführer rühmt, „aus Gegenwart Vergangenes zu erleuchten, aus Vergangenheit aber die Konsequenzen für die Gegenwart zu ziehen“.

Als ich versuchte, der Landesgeschichte den Boden unserer Hochschule zu gewinnen, da hieß es, die Enge auch noch in anderer Hinsicht zu vermeiden. Dieses Teilgebiet geschichtlicher Wissenschaft dürfe von vornherein sich nicht abschließen von den anderen Wissenschaften. Es mußte an seinem Teile den Gedanken der universitas pflegen. Schon in meiner Eintrittsvorlesung als Privatdozent habe ich von mir das gebietet, dessen Wächterung immer wieder zum Nutzen unserer Hochschulen geworden ist: Verbindung mit dem Nachbarwissenschaften. „Weil das Leben, um dessen Verständnis wir ringen, eine Einheit ist, ist unsere Wissenschaft eine Einheit.“ Dieser Einheit gab ich in bezug auf meine Landesgeschichte immer wieder Ausdruck. Wie hätte der Forscher und Lehrer der Landesgeschichte auch wirken können, wenn er nicht der Vorreiter der geisteswissenschaftlichen Bewegung wäre? Wie konnte ich an den wunderbaren seinen Nesten erschauender Lage, die in der Sprache ruhen, vorbeigehen, an der häuerlichen Mundart, an den Namen der Sturen und Felder? Ein lüdenhaftes Bild landschaftlicher Vergangenheit hätte ich wohl entworfen, wenn mir nicht die Bauten, die Kirchen und Rathäuser und Burgen und Stadtbefestigungen vertraut geworden wären und die Kunstwissenschaft mir nicht in ihr Reich Einblick gegönnt hätte. Nicht einzeln, nicht ästhetisch waren die baulichen Zeugnisse zu werten. Sie waren einzuordnen in das Gesamtgefüge geschichtlichen Lebens. Die Volksekunde, die sich gerade in unseren Tagen immer mehr weitet und nach manchen Schritten in die irre feste Bahn gewinnt, ward auslässlicher Bestandteil landesgeschichtlicher Forschung. Je mehr man die Ergebnisse aller dieser Wissenschaften heranzog, umso heller hob sich aus dem Nebel das geschichtliche Bild. Eine noch so verbesserte Methode, die üblichen schriftlichen Quellen zu analysieren, gab den oder jenen Zug nicht

frei, bis plötzlich eine der Nachbarwissenschaften mit fast lässiger Hand die Züge zu zeichnen begann.

Und dann lag vor mir und den Studenten das Land selbst in seiner unerschöpflichen Fülle. Vor weit über zehn Jahren bin ich zum erstenmal mit kubanischer Jungmannschaft hinausgezogen und seitdem Semester für Semester in zahllosen Fahrten. Nicht in einem gelegentlichen, sogenannten „Seminarausflug“, vielmehr wurden die Fahrten immer mehr enger Bestandteil der Übungen. Dort draußen haben wir — und das war für die geschichtliche Arbeit an unserer Universität etwas Neues — überprüft, was an Hand der schriftlichen und sonstigen Quellen dabei ermittelt war und wir konnten es erweitern. Siedlung und Wirtschaft, Schlachten und Befestigungen, Straßen und Grenzen: das alles und anderes gewann nun so viel mehr Farbe. Dankbar gedanke ich auch in dieser Stunde und an dieser Stelle der zunächst kleinen Schar, mit der ich das Land draußen zu durchstreifen begann. Im Gegensatz zu mancher damaligen Strömung fand sie sich, gelegentlich mit trögigem Selbstbewußtsein, zusammen. Wir Fußten uns damals durchaus als Wegbereiter, und waren es auch in bestimmten Grenzen, mochte der Pfad auch schmal sein. Wie regten solche kameradschaftlichen Fahrten auch den Dogmaten an! Auf ihnen ist mir nicht zuletzt die Lehre geworden, daß das Ziel unserer Hochschule nur erreicht wird in dem engen Verband von Lehrern und Lernenden. Es war ein glückverheißend Zeichen, daß ich manchen Studenten dann schon früh in den Reihen der Bewegung wiederfand. Ich sah auch da, nicht nur wissenschaftlich, eine Ernte reifen. Studenten hatte ich gesucht. Meine Aufgabe an ihnen wurde erfüllt. Über ein Teil der Studenten wuchs weiter aus Besitzenen des Wortes und der Schrift zu Männern der Tat. Es war geschehen, was ich 1924 in meiner Antrittsvorlesung gefordert hatte. Damals sagte ich: „Die Universität führt einen ganz besonderen Namen. Sie soll von keiner einzigen Stelle in dem lebendigen Strom wissenschaftlichen Geschehens unberührt bleiben. Und nicht nur des wissenschaftlichen Geschehens, sondern des Lebens überhaupt. Es kann nicht ihre allerhöchste Aufgabe sein, den Forscher zu erziehen, so hoch wir das auch anschlagen wollen, sondern in dem Forscher zugleich den Menschen zu bilden. Sie soll beitragen, daß denen, die das Glück haben, auf einer deutschen Hochschule zu weilen, schönste Frucht reife in der Schöpfung einer Persönlichkeit“.

Zu solcher Aufgabe bekenne ich mich auch heute, und nachdem uns der Führer den Weg gewiesen hat, mit klarerem Blick denn je. Befahren, zum

Forschen anleiten, den inneren Menschen gestalten, den Charakter formen helfen im Sinne der unabweislichen Forderung unserer deutschen Sage und unserer deutschen Zukunft: in diesem Vierklang vollendet sich das Wesen derer, die als Professoren berufen sind, die deutsche Universität zu gestalten.

„Können wir uns je vollenden?“

„Nur wenn wir uns ganz verschwenden!“

Darum geht es, um die völlige Hingabe. Dann kann das Schicksal unserer Hochschulen und ihrer Lehrer auch wieder groß werden, wie es in der Vergangenheit hier und da war. Denn „groß ist alles Schicksal“, sagt der Dichter; „schicksallos ist nur das kleine Leben derer, die nicht ihr Ganzes an das Dasein wagen“.

Zu solchem Bekenntnis, wie ich es eben entwickelte, habe ich bisher gestanden. Mit solchem Bekenntnis und Selbstnis gehe ich an mein neues Amt. Es ist anderer Art als in den fatten, behaglichen Zeiten. Es ist schwerer, aber es ist auch beglückender in der Gemeinschaft. Noch fehlt manches, um in der Universität die Bildungsstätte des nationalsozialistischen Staates zu sehen, die sich bis auf jeden Einzelnen behaupten kann gegenüber den Forderungen von Staat und Partei. Aber schon beginnen sich die Reihen zu schließen, und mit denselben hellen Glauben wie an die Gedankenwelt und an die Satorgröße des Führers, mit demselben Glauben sehen wir auch den Tag der in sich vollendeten nationalsozialistischen Universität voraus. „Begleitender in der Gemeinschaft“ nannte ich mein Amt; denn neben mir stehen in Arbeit und Kampf Dozenten- und Studentenbund. Ich danke den Führern beider für die Worte, die sie mir und meinem Amt vorhin verheißend gewidmet haben. Mit ihnen beiden werde ich den Weg gehen, den ich für recht erachte, und wir drei werden bis zu dem Ziel gelangen, das wir erstreben, wenn wir eine Einheit sind. Der Gedanke der Gemeinschaft, der in der Geschichte aller Zeiten Sieger war, wenn er bis ans Ende gedacht und betätigt wurde, der soll uns leiten.

Zum Führer der Universität wurde ich bestimmt — um der Sache willen. Die gleiche Disziplin, mit der ich mich selbst der großen mitgeteilten Aufgabe untergebe, bin ich berechtigt, von jedem einzelnen Uni-versitätsangehörigen zu fordern. Und ich werde sie fordern. Daran möchte ich in dieser Stunde keinen Zweifel lassen.

Ich verstehe aber unter Disziplin auch die Disziplin der wissenschaftlichen Arbeit. Am dieser Arbeit willen ist die Universität einst gegründet

worden. Dieser Arbeit hat sie auch heute zu dienen, mehr denn je. Größere Geschlechter haben hier viel gearbeitet; wir müssen mehr arbeiten. Das ist die Forderung, die das Schicksal an uns stellt; denn der Deutsche, der nicht bis zum letzten seine Kraft hergibt, veründigt sich an der ewigen Neuschöpfung seines Volkes. Auch hier ist die Tat alles.

Aber alle unsere wissenschaftliche Arbeit wird ihren Segen empfangen müssen durch die Ideen der Nation. Und die Ideen der Nation sind die Ideen der Bewegung. Diese Ideen muß die Universität in ihren Willen aufnehmen oder die Universität wird nicht mehr sein. Für Preußen war diese Universität einst gedacht und geformt. Den Namen ihres Stifter, des preussischen Königs, dem Dank und Gedenken auch heute noch gilt, durfte und darf sie tragen. Aber Preußen wuchs sie früh hinaus. Legen wir Hand an, daß sie die deutscheste aller deutschen Universitäten wird. Sie diene Deutschland, sie diene dem deutschen Volke, sie diene dem Werke dessen, der nach dem Willen der Vorsehung unser Schicksal in seinen starken Händen hält:

Der Führer und Reichskanzler

Sieg Heil!